



Bürger.

(Geft. 8. Juni 1794.)

Von

Felix Pappenberg.

Ein Martyrium des Lebens und der Liebe war Bürgers Erdenwallen. Das Leben hat ihn von Jugend an bunt gelockt und schmäzlich betrogen, der niedrigsten und kleinlichsten Sorgen-Fülle über ihn ergossen, in unwürdigem Kampf hat er Talent, Mut und Kraft zermüht und zerrieben, als ein müder Mann, legte er sich enttäuscht und hoffnungslos zum Sterben. Und die Liebe war ihm der Pfahl im Fleisch, den Kämpfer um die Existenz umstrickten die peinlichsten Herzenswirren. Fiebernde Leidenschaft verbotener Neigung, die tiefer saß als die mit großen Worten geschilderten kleinen Tändeleien mancher Zeitgenossen, nagte geiergleich an seiner Seele; wie zum grausamen Spiel ward ihm auf kurze Zeit Erfüllung seiner brennenden Wünsche, der nur zu bald der schwerste Schlag durch den Tod der „Einzigen“ folgt; doch am grausamsten spielte ihm die Liebe noch an seiner Tage Ausgang mit; sie narrete ihn mit süßen Wangen und blanken Augen, häufte den Fluch des Spottes auf sein vertrauendes Haupt und slog hohnlachend davon, einen Sicken, in der Wurzel Gebrochenen, Todgeweihten zurücklassend!

Doch in seiner Lebens Wildnis leuchtete die Poesie. Er war ein Dichter und er hat die Zeit überdauert. Das

Echte, das er geschaffen, wirkt heut — hundert Jahr nach seinem Tod — frisch wie einst. Und gegen die Schlacken, gegen das Verfehlte, gegen so manches, das den Stempel augenblicklicher, mühsam durch Wortgeklingel übertünchter, künstlerischer Ohnmacht trägt, sind wir heut milder geneigt als die Kritiker von damals. Uns sind jene Schicksalsgezeichneten, denen die Hölle nur die hohen Talente gab, interessanter als die Ganzen und Starken, und mit schmerzreichem Verstehen betrachten wir zertrümmertes Leben, zertrümmertes Dichten.

Der Schauplatz, auf dem sich Bürger's Lebenstragödie abspielt, ist ein landschaftlich eng begrenzter. Die Pfarre zu Wölmerstende in der Herrschaft Falkenstein, wo seine Ruabenfantase die erste Nahrung durch die Bibel und durch Walbeinsamkeit erhielt. Die Universität zu Halle, wo er gezwungener Theolog und ungezwungener Jünger des leichtsinnig-galanten Litteraturgeden Klotz war; die Universität zu Göttingen, wo er von der ihm verhassten Theologie zu der ihm gleichgiltigen Juristerei übergang, einen Freund und Förderer seiner künstlerischen Neigung in Voie, und durch ihn die wirksame klingende Hilfe des Vaters Gleim fand. Das Amtshaus zu Gelliehausen, wo er als Justizamtmann des Gerichtes Altengleichen wohnt.

I.

Es ist das Jahr 1772. Im benachbarten Göttingen feimt ein neuer Barnab. Die Anakreontik liegt im Sterben und regt nur noch schwach die goldpapierenen Amorettenflügelchen. An ihre Stelle tritt in Tränen schmelzende Empfindsamkeit, in deren weiches Schluchzen als seltsame Begleitung der grimme Streitruß der teutschümelnden Varden, hineintönt. Die Mildten paren sich mit den Starken, die schnäbelnden und gurrenden Laubenjünglinge mit den „flügelklatschenden Andern“. So entsteht der Hainbund. In enge freundschaftliche Beziehung zu ihm tritt Bürger, doch verschreibt er sich nicht auf Tod und Leben. Er bleibt immer nur der Hospitant und hält sein dichterisches Schaffen frei, das die wahre Befruchtung erst durch den schon in der Luft gewitternden Sturm und Drang, durch Herders Apologie der Volkspoesie, durch den Homer- und Shakespearekult erhielt.

Ein hartes Leben ist's, das er in Gelliehausen führt. Die Geldnot, die ihn mit grausamer Treue nie verließ, drückte und hemmte. Die Arztsorgen plagten. Er fühlte sich als „Packerel“, versuchte die „verwünschte Aktienwirtschaft“ und klagte schmerzlich: „ich habe alle meine Poeterei vergessen“.

Das Amtshaus zu Gelliehausen wird bald mit dem zu Niedereck und dem zu Wölmersthausen vertauscht. Das niedecker Häuschen mit seinem blühenden Garten, wie ihn Strodtmann beschrieb, mit seinen ragenden Pappeln, seinen Rosenbüschen, seiner Riechlinde, die mit dem Laubwerk eines ephenumkranken Springenbaumes eine verichwiegene Laube bildete, war von träumerischer Stimmung. Niedereck und Wölmersthausen geben die Bühnen des „Schaupiels für Liebende“, das uns Bürger's nächste Jahre zeigen. Zu den Lebensnöten des Dichters kommen jetzt die Liebesnöte. Das schmerzlich-jüße Motiv der Doppeliebe, das nur eine Nuance der aparten und reizvollen Herzensverirrungen am Ausgang des Jahrhunderts war, und dem Goethe, wie allen andern seine Zeit beherrschenden jeelischen Wirren, zaubergewaltigen Ausdruck lieh, hat niemand tiefer und schmerzvoller am eigenen Leibe erfahren, als Bürger. Er heiratete die älteste Tochter des hannoverschen Amtmanns Leonhard, Dorette, um nur zu bald zur Erkenntnis zu kommen, daß seine Leidenschaft der jüngeren Schwester seiner Frau, Auguste, gelte. Sie wurde die Molly seiner Lieder, seine Lust und Qual, sein Glück ohne Ruh.

Sie kämpften beide gegen die Leidenschaft, bis sie

erlagen. Und das seltsamste, Frau Dorette wußte darum. Dorette war ein sanftes, stilles Frauenbild, sie sprach nicht viel, auch wenn Besuch kam war sie nur schwer zum Reden zu bewegen. Sie saß „zärtlich und sittsam auf dem Kanapee. Hatte sich und ihr Kind in einen Mantel gehüllt und schlug die Augen auf das Kind wie eine Madonna“. Sie war ganz Duldung und Resignation und wie Goethes Caecilie trat sie den geliebten Mann an die geliebte Schwester ab. „Die Ungetraute entschloß sich Bürger's Weib zu heißen und die Geliebte es wirklich zu sein“, beicht er selbst später seiner dritten Braut.

In Bürger's Innern kämpften in dieser Zeit schwere Stürme. Er ersticke fast und konnte sich doch nicht Luft machen, nur der Reflex jener wilden Gemütsbewegungen, das Wellengekräusel, das von den Erstickungen in der Tiefe Kunde gibt, vibriert in den Briefen. Er spricht von seinem „Hoffen und Harren, das Verbrechen ist“, und er hofft und harret, bis er zum „Narren und Hundsfott“ wird. Er klagt, daß ihm ein Geier das Herz aus dem Leibe haße, „daß er zugrunde gehen muß, da ihm alle Nerven erschlaßen. Matt und überdrüssig fühle er sich und gleich ist ihm, ob er am Wege oder im Bett verreckt“. Halb wehmütig, halb schadenfroh beglückwünscht er in dieser Zeit Voß zu seiner Heirat: „weil wir angeführt sind, so sehen wir gern, daß auch andre mit uns es werden“ und er preist die Vernunft. „Ohne Vernunft ist und bleibt man ein Erzgeneralhundsfott auf Erden. Das erfahre ich an meinem eigenen Leibe und Leben“. Umhergeworfen von widerstreitenden Gefühlen suchen ihn nun noch, Ernymien gleich, Zweifel an seinem Talent heim. Er möchte den Mufen entsagen, ihn überkommt jene Sehnsucht nach einem ehrlichen Pfahlbürgertum; und stürmischer noch schreit er aus den Tiefen seiner Dual nach Einsamkeit, nach Entrückung aus allem, was ihn lachend umengt. „O Robinson Crusoes Insel! Wer auf dir allein wäre, umschirmt von den wolkenhohen Brandungen des Ozeans.“ Tief ergreifende, verhaltene Seufzer.

In einem Zustand nervöser Angst befand sich Bürger, er fürchtete sich, Briefe zu erbrechen; eine stumpfe Gleichgiltigkeit und Apathie senkte sich auf ihn. Er hat eine „Unruhe auf dem Balge, als ob er einen ermordet hätte. Darüber geschieht denn nun platterdings gar nichts. Alles was an Briefen und Papieren ankommt, wird auf den Tisch eines übers andre geworfen, und wenn nun vollends so Kraut und Rüben da durcheinander liegen, so grant mich noch mehr vor der Aufräumung des alten Mistes“. Zu einem aber schüttete er doch sein Herz aus; es war Freund Goeking, sein Schicksalsgenosse, der ebenfalls zwischen zwei Schwestern stand, mit der einen vermählt, mit der andern durch Leidenschaft verbunden. Diese Konfessionen sind erst spät, lange nach der Strodtmannschen Briefausgabe veröffentlicht worden. Blutdurchlober, schmerzzerissen und verzweiflungsvoll strömen sie dahin und erschütternder als alle seine Gedichte zeigen sie uns, was nach einem Schopenhauerischen Wort am tiefsten packt, die „Spasmen und Konvulsionen des geängsteten menschlichen Herzens“. An die fünf Jahr steht er nun schon an seiner Liebe. Wie „ein Pferd oft desto tiefer nur in den Moor sinkt, je mehr es sich herausarbeiten will“, so ist es ihnen ergangen. Genesung sei nicht mehr zu hoffen. Und zum Zeichen, wie stark seine Leidenschaft, zitiert er aus einem Brief an Molly in ihre Stelle, die in ihrem Schwung an die Pjalmen, in ihrer Fieberschwüle an das hohe Lied gemahnt, ein Hymnus von „Ewiger Liebe“:

„Wie brünstig ich dich im Geist umfangte, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Es ist ein Aufrubr aller Lebensgeister in mir, der, wenn er sich bisweilen legt, mich in solcher Ermattung an Leib und Seele zurückläßt, daß ich schier den letzten Odem zu ziehen meine.“ „Dft

möchte ich in der finsternen sturm- und regenwollsten Mitternacht aufspringen, dir zueilen, mich in dein Bette, in deine Arme, kurz in das ganze Meer der Sonne stürzen und sterben . . ."

Nackend und barfuß, durch Dornen und Disteln, über Felsen, Schnee und Eis möchte er die Erde umwandern, um sie zu erkauen . . . Die sündige Liebe wurde beiden heilig; Bürger erzählte dem Freund von Mollys heißem Schwur: „Nimm von mir alles, was ich dir geben kann, und wenn ich dir alsdann jemals wideren werde, so will ich als eine Ehebrecherin vor Gott erscheinen.“ Ihre durch Leidenschaft geschmiedete Verbindung galt ihnen also als die wahre heilige Ehe und nicht jenes äußere pflichtmäßige Band, das Bürger an Dorette fesselte. — Die damalige Zeit hat andere Formeln für ihre Gefühle als die heutige. Den modernen Menschen in seiner Gefühlreserve, der mit zärtlicher Ehen die Gefühle in sich verschließt, und sie, statt sie ausströmen zu lassen, höchstens grausam selbst ironisiert, werden solche Ergüsse — Regenströmen aus Felsenrissen gleich — fremdartig anmuten. Er wird sie für verstiegen, großwörtig, ja für unecht ansehen. Mit Unrecht. Bei Bürger war es nicht bloßes Strohfleuer, sondern wirklich jene „große Passion“. Und der „Brand war stark und echt und loberte schön und lange“.

Dorette siedete in dieser Zeit dahin, sie spricht in ihren Briefen von der Ruhe, die nie in ihr Herz gekommen, seit sie das Leben angefangen zu genießen, und in die sie nun bald einziehen werde. Einsam geht sie zwischen den beschneiten Bergen und Tälern und läßt den Gedanken ihres Herzens freien Lauf. Doch das Scheiden wurde ihr schwer. Das heftige Fieber wirft sie aufs Totenbett. Sie stirbt mit „dürftendem Tiede nach dem Leben“. Das war im Juli 1784. Ein Jahr später verband sich Bürger mit derjenigen, die „seit zehn oder zwölf Jahren das Unglück seines Lebens gewesen war, um sie dadurch zum Glück seines noch übrigen Lebens umzuschaffen“. Es währt nicht lange; schon nach einem halben Jahr stirbt Mollh.

Bürger ist im Innersten gebrochen und nun hat er weder Glück noch Stern. Er war jetzt, nachdem er die Juristerei an den Nagel gehängt, Privatdozent in Göttingen, mit geringen Hoffnungen und noch geringerem Einkommen. Vermittlungen der Freunde, eigene Bittgesuche um Gehalt schlugen fehl. Seine Vergangenheit hatte ihn nach außen kompromittiert. Er ist zerfahren und überreizt. Sein Herz ist „zerrissen und zerlumpt“; die „Teufel“ treiben drin ihr Spiel. Der „Faulheitssteufel“, der „Hypochondrieteufel“, nicht selten aber auch, der Betäubung halber, der „Saus-Brans- und Schwärnteufel“. In Weimar empfing ihn Goethe mit verletzender Kühle. Schillers Rezension brachte ihm viel Schaden. Sein einziger Halt war noch die Freundschaft mit dem jungen August Wilhelm Schlegel, der seines Meisters nie vergessen hat.

Noch einmal wurde dann der Unglückliche von einer Leidenschaft umstrickt. Eine Stuttgarterin, das „Schwabenmadel“ Elise Hahn, trug ihm in einem schwachen Gedicht Herz und Hand an. Der Verbitterte und Einsame wurde durch dieses Interessezeichen mächtig erregt. Ein Vergewaltiger entpaukte sich, das zu einer Heirat führte und zu Bürgers Unglück. Er hatte ein oberflächliches, sinnliches, vergnügungsloses Weib genommen, das ihn nicht mit einem nur, sondern mit Scharen von Galanen betrog. Die Geschichte dieser dritten Ehe Bürgers ist ebenso widerwärtig als uninteressant. Das Belastungsmaterial, das der verrathene Gatte in einem langen Brief an die Mutter Elisen niederlegte, gehört zu den peinlichsten Aktenfalschen aus der Kanzlei unserer Literaturgeschichte. 1792 wurde

die Scheidung ausgesprochen. Zwei Jahre später starb Bürger.

Keine einzige seiner Hoffnungen war dem totkranken Mann in Erfüllung gegangen. Statt, daß man ihm eine Beiboldung in Aussicht stellte, schickte man ihm das Bettelgnadengeschenk von fünfzig Talern. Die geistvollste Frau der Zeit, Karoline Böhmer, schrieb damals über den Unseligen: „Weißt du, daß Bürger sterben wird, in Elend, in Hunger und Kummer? Er hat die Auszehnung — wenn ihm der alte Dietrich nichts zu essen gäbe, er hätte nichts, und dazu noch Schulden und unversorgte Kinder“. . . . So wurde ihm zu teil, was er in seinem kühnsten und trostigsten Epigramm gesagt hatte: „ich aus der Welt hinauszuhungern“. —

II.

Was Bürger als Dichter war, läßt sich daraus ersehen, daß man sein Schaffen in keine der Zeitgruppen einregistriren kann. Er gehört allen an. Er stimmt in die Weise des Hains ein, ist Minnesänger und Barde; er folgt den fliegenden Fahnen der Stürmer und Dränger; er tummelt sich in der wildkühnen Freischar der Herderjünger und schwört den Treueid auf Shakespeare und die Volkspoesie; und er ist, was Goethe vom Dyrker verlangt und was neben ihm zu dieser Zeit in einigen wenigen Dichtern nur Lenz gewesen, ein echter Gelegenheitspoet, ein Ausgestalter des eigenen Erlebens. Des sind schmerzlich süße Zeugen die Mollhlieder.*)

Hier erklingen die schlichten Töne des Volksliedes. An Molières „si le roi m'avait donné“ erinnern die einfachen Zeilen: „Ja wenn ich der Regente von ganz Europa wär und Mollh kaufen könnte so gäb ich alles her.“ Hier hat aber auch Sehnsuchtsqual, Gewissenspein und Leidenschaftstaumel den tieferschütterndsten Ausdruck gefunden.

„Herr mein Gott, wie soll es werden, Herr mein Gott erleuchte mich“, schreit er tiefer tief zu nichte geworden, zum Himmel empor, „auf der Erde weit und breit, ist ja kein Altar vorhanden, welcher unsere Liebe weihet“. Sie ist ihm die „Eine und Einzige“, die „Unvergleichliche“, überall hin verfolgt ihn „Mollh und Liebe“. Mit schmerzlicher Wollust beschwört er die Bilder verrauschten Genusses herauf und zaubert sich fiebernd die Reize der Geliebten vor die Sinne, wie sein Ahne, Christian Günther, der fahrende Schüler und wüste Gefell, die zermühlten Vocken; den wogenden Busen, von der Schleife nur schwach verschlossen; das Gesicht, die „Maststätt seiner Küsse“.

Der Resignation tiefste Töne hallen aus seinem Schwanenlied.

sonst schlug die Lieb aus mir so helle,
wie eine Nachtigall am Quelle.
Nun hat sie meine Kunst getret,
Daß jeder Laut zum Seutger wird.
O Liebe wunderzüges Wejen,
Wovon die Kranken oft genesen;
Ja Tote schier vom Grab erstehn,
Mich drängest du, ins Grab zu gehn.

Als ihm aber die Geliebte endlich wird, da versagt ihm die Dichterkraft. Sein „hohes Lied von der Einzigen, in Geist und Herzen empfangen am Altare der Vermählung“ ist, wenige Zeilen ausgenommen, schwülstig wie sein Titel und charakterisiert treffend jene nur zu große Schar der Bürgerischen Gedichte, die durch pomphaften Wortprunk innere Leere verbergen wollen.

Seine übrige Dyrk hält sich innerhalb der Schranken des Zeitgeschmacks. Es wird mythologisiert und antikisiert. Der ganze Olymp wird aufgeboden, zu Vergleichen werden

*) Eine getreue Reproduktion der Ausgabe letzter Hand vom Jahr 1789 mit den Kupfern gibt die Grisebachsche „Hundertjahr-Ausgabe“ der Gedichte (Berlin 1889. Verlag von Grote).

berühmte Liebespaare des Alterthums und Mittelalters heraufgerufen. Hierin mischen sich die travesirenden Töne des Bänkelsänger-Feierfestens. Unakronische Schäferweiben tänzeln einher mit den typischen Mantentänzen, der bekannte Naathon findet die bekannte Selinde in den bekannten süßen Träumen hingefunken. Auch das Majuragefühl ist noch ein sehr bescheidenes. Des Wiesenbaches Rohr, der aufgebühte Hain, die blauen, roten und weißen Blümchen sind die harmlosen Requisiten. Das Liebespaar, das durch diese simple Natur wandelt, hört „an des Bächleins Murrefall das Echo einer Nachtigall“, oder lauscht „des Jephthas Flug durch das Gefrängel jungen Laubes“. Sein Ideal ist ein Dörfchen mit Auen, Wiesengrün und Aehrenfeldern und eine Einsiedelei von Ulmen und Nebengewinden übersponnen; am grünen Hügel weiden Lämmer, im hellen Bach, der über Silberkiesel rennt, plätschern die Schmerlen. —

Derjelbe Sänger solcher holden Nichtigkeiten hat aber auch das bewegte dramatische Lied geschaffen wie es Herder verlangte; er, der einzige neben Goethe. Die Volkslieder mit ihrer lebendigen Technik, die häufig kleine Dramen mit Hin- und Widerrede sind: die kraftvolle Wucht des Sturms und Dranges mit seinen oft krassen Motiven; das Shakespeareevangelium, das nach Natur, Leben und Charakteristik schrie, — diese Dreieinigkeit befruchtete Bürger's Balladendichtung.

Auf malerischem Hintergrund mit wild bewegter Szenerie sind diese Stücke aufgebaut, wir hören nicht nur, was vorgeht, wir sehen es auch. Und das hat vor Bürger niemand zu stande gebracht.

Wir reiten den Todesritt der Lenore mit, die Brücken donnern; zur rechten und zur linken fliegen vorbei die Dörfer, Städte und Flecken. Und schauernd hören wir die Kirchhofstüren klirren und das Geheul vom Rabenflie. Wie riesengroße Schatten in flackernder, ungewisser Uebergangsdämmerung nehmen sich die Gestalten aus, in atemloser Hast jagt das alles vor uns vorbei und wir werden mit hinein in den geheimnisvoll nächtigen Spukkreis gezogen. Kolossale Wirkung wird durch den Kontrast erreicht, solch wilde Umarmung von Tod und Leben, solch grauenvolle Vereinigung von Brautbett und Leichenschrein, solche „volupté funèbre“ hat später nur noch Goethe in der „Braut von Korinth“ dichterisch gebannt.

Gleichermassen zwingend umfängt uns die Atmosphäre der Bürger'schen Kindesmörderin, der Tochter des Pfarrers von Taubenhain. Die buhlerischen Lüfte der düsteren Laube „von blühenden Bohnen umdüftet“, wehen aus den schwülen Verführungstropfen; voll brutaler Wucht ist die grausame Szene, da der Vater ihr fliegendes Haar um die Faust icklingt und mit knotigen Riemen auf sie einschlägt; voll heulenden Jammers und herzzerstreichenden Wehs das Bild der schmerzreichsten Mutter, der sich auf ärmlichem Lager von Reiflicht und rasselndem Laube das Knäblein weinend vom Schoße windet.

Doch nur zu häufig wird auch die Szene zum Theater; die Bühne des Ritterdramas mit hohen Manern und Künsten tut sich auf, gelblederne Ritterstiefel klirren bombastisch mit den Pfundiporen, und allzu biderbe Reden schwingen allzu renommistich die plumpen Schwerter. Schlimmer aber noch ist es, wenn Bürger vom Theater zum Jahrmarkt übergeht, ein großes grell gemaltes Tableau aufspannt und in beweglichen Reimen ein klägliches Karmen abtönt. Er verstand sich dazu in übertriebenem Streben nach Popularität, uns aber tut es weh, den Dichter unter den Gauklern zu sehen in Misgestalt.

Doch auch in diesen Produkten zeigt sich unter dem hohlen Kling-Klang die Weiserkeit, bewegte Gruppen zu gestalten, Leben und Affekt zu geben. Und der Drama-

tiker unter den Balladendichtern hält stets auf sorgsam abgetheilte Differenzirung der Sprache in den Rollen seiner Personen — —

Seine Gegenwart sah nur die Schladen und Flecken an seiner Persönlichkeit. Und er hat sich hinausgehüngert aus der Welt, die ihn verstieß.

Die Nachwelt aber ward ihm gerechter als die Mitwelt, und hundert Jahr nach seinem Tode will man sogar ein Denkmal ihm errichten. Doch er hat stets eutbehren müssen, was seinen Werken nun so reichlich widerfährt. —

